

Georg Bossong

DIE ANFÄNGE TYPOLOGISCHEN DENKENS IM EUROPÄISCHEN RATIONALISMUS

[(117) „Die Anfänge typologischen Denkens im europäischen Rationalismus.“
In: M. Haspelmath et al. (eds). *Sprachtypologie und sprachliche Universalien-
forschung. Ein internationales Handbuch*. Berlin: de Gruyter, vol. 1, 1.
Halbband 2001, 249-264.]

1. EINLEITUNG: KRITIK DER GESCHICHTE DER SPRACHTYPOLOGIE

Die Anfänge der Sprachtypologie wurden und werden immer noch üblicherweise mit dem Beginn der morphologischen Sprachklassifikation im frühen 19. Jahrhundert gleichgesetzt: Ahnherren und Begründer der Disziplin sind die deutschen Romantiker, also Friedrich Schlegel, August Wilhelm Schlegel und Wilhelm von Humboldt; mit ihnen hebt eine Entwicklungslinie an, die über Fauriel (vgl. Sgoff 1994: 21ff), Schleicher, Steinthal und Misteli bis hin zu Georg von der Gabelentz und Nikolaus Finck das ganze 19. Jahrhundert umfasst und mit Namen wie Sapir, Skalička, Milewski und Uspenskij bis weit in das 20. Jahrhundert hineinreicht (vgl. beispielsweise die klassische Darstellung von Horne 1966 sowie die kritischen Anmerkungen von Coseriu 1976). Ein rezentes und recht typisches Beispiel ist Whaley 1997; diesem Einführungswerk ist eine „(brief) history of typology“ vorangestellt, in der die Wurzeln des typologischen Ansatzes bei den deutschen Romantikern und ihrer Vorstellung vom Sprachorganismus gesucht wird. Diese wird als „difficult to grasp because far removed from the current conception of language“ empfunden (Whaley 1997: 19). Dementsprechend führt kaum eine Brücke von den traditionellen Ansätzen der Sprachtypologie hin zu dem, was man heute als „Typologie“ zu bezeichnen pflegt; im Grunde beginnt die wirklich noch lebendige Tradition dieser Richtung im Rahmen der heutigen amerikanisch geprägten Linguistik nicht mit Sapir, auch nicht mit Bloomfield, sondern mit Greenberg, und hier insbesondere mit seinem Ansatz zu einer Wortstellungstypologie von 1963 (dies ist nicht mehr der Greenberg von 1954, der in der Tat noch ganz in der Tradition des 19. Jahrhunderts steht). Zwar wird die Kontinuität der Forschung als historisches Faktum anerkannt, aber die Prähistorie und die „eigentliche“ Historie, das heißt die Geschichte nach diesem oft als „seminal“ bezeichneten Beitrag von Greenberg, stehen recht unverbunden nebeneinander; das Interesse an Vorläufern ist bestenfalls museal, in den meisten Fällen schlicht inexistent. In der heutigen Typologie befasst man sich kaum mehr mit der klassischen, aus

der Frühzeit der deutschen Romantik stammenden Fragestellung einer Einteilung in „geformte“ und „formlose“, oder in „isolierende/ agglutinierende/ flektierende/ polysynthetische“ Sprachen. Nur gelegentlich wird die alte, auf August Wilhelm Schlegel zurück-gehende Diskussion über den „analytischen“ und den „synthetischen“ Sprachbau wieder aufgegriffen und mit neuen Einsichten weitergeführt (Fleischmann 1982, Schwegler 1990). Insgesamt bewegt sich die typologische Forschung heute auf anderen Bahnen als denen, die ihnen von ihren Begründern vorgezeichnet worden sind; der Zusammenhang ist eher in der historischen Kontinuität als in der Gemeinsamkeit von Fragestellungen zu suchen. Die Berufung auf die Geschichte der Disziplin bleibt im Äusseren stecken; der Rückgriff auf eine überkommene Begrifflichkeit befruchtet kaum die heutige Diskussion.

Dies hat verschiedene Ursachen, von denen ich zwei besonders herausarbeiten möchte: den Gegenstandsbereich, und das Ziel der Sprachtypologie.

Gegenstand der traditionellen Typologie des 19. Jahrhunderts war der morphologische Bau der Sprachen. Gefragt wurde nach dem Verhältnis von grammatischen und Wurzelementen, modern gesprochen, von Grammem und Lexem: die Verbindung zwischen beiden konnte mehr oder weniger fest, mehr oder weniger „organisch“ sein (Flexion vs. Agglutination), Gramme konnten ganz fehlen (Isolation) oder zu einem in europäischen Sprachen unbekanntem Komplexitätsgrad ausgebaut sein (Polysynthese). Der syntaktische Bau kam nicht ins Blickfeld; Fragen wie die Anordnung der Satzglieder, oder auch der Ausdruck von Subordinationsbeziehungen, wurden nicht behandelt. Man glaubte, in der Beziehung von Wurzel und Affix den Schlüssel für eine allgemeine Charakteristik der Sprache in der Hand zu haben, das was ihr innerstes Wesen ausmachte. Dieser Ansatz steht heutigem linguistischem Denken ziemlich fern; auch wenn man aus heutiger Sicht bereit ist, die Fragestellung als solche für beachtenswert zu halten, wird man kaum so weit gehen wollen, sie in das Zentrum der typologischen Klassifikation zu rücken. Dies gilt um so mehr, als sich mittlerweile allenthalben die Einsicht durchgesetzt hat, dass man eine Sprache ohnehin nicht einheitlich klassifizieren kann, dass also immer mehrere Kriterien zusammenwirken müssen, und dass daher Charakterisierungen wie „agglutinierend/ flexivisch“ usw. immer nur eine Teilwahrheit repräsentieren können. Ganz allgemein stehen in der heutigen Typologie syntaktische Kriterien im Vordergrund, und wenn man überhaupt eine globale Charakterisierung von Sprachen als Ziel der Typologie ansieht, dann wird man ein Kriterium wie „VO vs. OV“ als fundamental annehmen, nicht ein morphologisches; nach heutiger Auffassung wäre es wohl am ehesten ein solches syntaktisches Kriterium, was es erlaubt, aus dem Lindenblatt den Lindenbaum zu erschliessen, wie Georg von der Gabelentz dies in dem berühmten Passus formuliert hat, der mit Recht als Taufurkunde der Sprachtypologie gilt:

*welcher Gewinn wäre es auch, wenn wir einer Sprache auf den Kopf zusagen dürften: Du hast das und das Einzelmerkmal, folglich hast du die und die weiteren Eigenschaften und den und den Gesamtcharakter! - wenn wir, wie es kühne Botaniker wohl versucht haben, aus dem Lindenblatte den Lindenbaum konstruieren könnten. Dürfte man ein ungeborenes Kind taufen, ich würde den Namen *Typologie* wählen.* (Gabelentz 1891/1901 [1984]: 481; Hervorhebung vom Autor)

Der andere Punkt wurde bereits kurz angesprochen. Als Ziel der Typologie wird man heute nicht mehr primär eine Globalcharakterisierung von Sprachen ansehen, die dann letztlich in einer Klassifikation der Sprachen der Welt einmündet. Typologien sind von ihrem Anspruch her nicht mehr holistisch, vielmehr ist man sich darüber klar geworden, dass etwas, was ein beherrschendes Prinzip in einer Sprache ist, keiner anderen Sprache ganz und gar fremd sein kann. Die Unterschiede zwischen den Sprachen beziehen sich immer nur auf partielle Systeme; umfassende Klassifikationen sind nicht nur als utopisch, sondern als geradezu dem Wesen der Sprache widersprechend erkannt, da man heute die Autonomie ihrer modularen Komponenten betont und die Suche nach dem einen entscheidenden Grundprinzip der individuellen Einzelsprache aufgegeben hat.

Fassen wir kurz zusammen. Im Vergleich zu der Entwicklung der „klassischen“ Sprachtypologie, von den Schlegels und Humboldt bis Sapir und Skalička, schlägt die typologische Forschung heute in zweierlei Hinsicht andere Wege ein: im Zentrum steht nicht mehr die Morphologie, verstanden als die Beziehung von Lexem und Grammem, sondern die Syntax; und statt eines holistischen, auf die „Gestalt“ der Einzelsprache gerichteten Ansatzes wird heute eine Denkweise bevorzugt, die von der Modularität des Sprachbaus ausgeht und Eigenschaften einer Sprache je für sich betrachtet, ehe eventuelle Zusammenhänge im Sinne von Implikationen und Implikationshierarchien ermittelt werden.

2. DIE WIEDERENTDECKUNG RATIONALISTISCHER VORLÄUFER DER SPRACHTYPOLOGIE

In der aktuellen Literatur zur Sprachtypologie lässt man, wie soeben dargelegt, die Geschichte der Sprachtypologie im frühen 19. Jahrhundert beginnen, mit der Folge, dass heutige Fragestellungen kaum mehr einen Bezug zu früheren Stadien der Entwicklung der Disziplin aufweisen. Es ist jedoch international relativ wenig beachtet worden, dass es ausser den genannten auch noch andere Wurzeln des sprachtypologischen Denkens gibt, dass dieses weiter in die Vergangenheit zurückreicht als bislang angenommen, und vor allem, dass es in der Vorgeschichte der Disziplin Ansätze gibt, die dem heutigen Denken in mancher

Hinsicht näher stehen und mehr Impulse geben könnten als die Typologie des 19. Jahrhunderts. Die Entdeckung einer Vorgeschichte der Sprachtypologie ist in erster Linie ein Verdienst von Eugenio Coseriu und seiner Schule. Er und seine Schülerin Irene Monreal-Wickert (vgl. besonders Coseriu 1970, Monreal Wickert 1976, 1977) haben gezeigt, dass bereits in der Linguistik der europäischen Aufklärung ein Sprachdenken vorliegt, das als typologisch bezeichnet werden kann. Ich selbst habe später nachzuweisen versucht, dass ein typologischer Ansatz sogar noch erheblich früher erkennbar ist und dass man insbesondere den italienischen Philosophen und Dichter Tommaso Campanella als Vorläufer dieser Art von Sprachbetrachtung berücksichtigen muss (vgl. Bossong 1990: 210 - 229; 1992: 10 - 12). Das typologische Denken ist im Rahmen eines sprachwissenschaftlichen Rationalismus entstanden, der sich in Europa seit Ende des 16. Jahrhunderts allmählich Bahn gebrochen hat, um dann im 17. und 18. Jahrhundert nahezu uneingeschränkt zu herrschen. Die Verwurzelung der Sprachtypologie in dieser geistesgeschichtlichen Strömung aufzuzeigen ist das primäre Ziel des vorliegenden Beitrags. Ebenso soll aber auch darauf reflektiert werden, inwiefern das „Gedankenkapital“ (Chomsky) jener Epoche für die heutige Reflexion noch relevant sein kann. Die historische Einordnung der eigenen Position kann zu deren heilsamer Relativierung führen, und darin scheint mir letztlich der Sinn jener Disziplin zu liegen, die seit einiger Zeit mit grosser Intensität betrieben wird: der Historiographie der Linguistik.

2.1. Standortbestimmung der Sprachtypologie

Ehe auf die Geschichte, oder besser Vorgeschichte, der Sprachtypologie näher eingegangen wird, ist es angebracht, zunächst noch eine kurze Standortbestimmung der Disziplin vorzunehmen: was erlaubt es, einen sprachwissenschaftlichen oder sprachtheoretischen Ansatz als „typologisch“ zu bezeichnen? Wie bekannt, und wie eben schon angedeutet, stammt der Name „Typologie“ von Georg von der Gabelentz, er wurde im Jahre 1891 vergeben; dennoch scheint niemand Schwierigkeiten damit zu haben, auch schon die Gebrüder Schlegel, Humboldt und andere Gestalten des 19. Jahrhunderts als „Typologen“ zu klassifizieren. Mit welcher Berechtigung? Ebenso stellt sich natürlich diese Frage, wenn man Sprachforscher des 17. und 18. Jahrhunderts als Vorläufer des „typologischen“ Denkens charakterisiert: wie lässt sich dies begründen?

Es scheint mir sinnvoll, die Typologie als „allgemeine vergleichende Sprachwissenschaft“ zu definieren. Dies befindet sich in voller Übereinstimmung mit dem Programm, das Louis Hjelmslev mit den folgenden, sehr bekannten Worten formuliert hat:

Eine erschöpfende Sprachtypologie ist in der Tat die grösste und wichtigste Aufgabe, die der Linguistik gestellt ist. Sie ist nicht, wie die Sprachgenetik, jeweils regional begrenzt. Ihre Aufgabe ist in letzter

Instanz, die Frage zu beantworten, welche Sprachstrukturen überhaupt möglich sind, und warum gerade diese Sprachstrukturen möglich sind und nicht andere; sie muss sich dabei, mehr als jede andere Art Linguistik, dem nähern, was man das Problem vom Wesen der Sprache nennen kann. Und zu guter Letzt wird sie sich der genetischen Linguistik als übergeordnet erweisen, weil man sich nur auf dem Weg über die Sprachtypologie Hoffnung machen kann, zu einem Verständnis zu kommen, nach welchen allgemeinen Gesetzen sich Sprachen verändern und welche Veränderungsmöglichkeiten ein gegebener Typ enthält. Allein durch die Typologie erhebt sich die Linguistik zu ganz allgemeinen Gesichtspunkten und wird zu einer Wissenschaft. Dieser stolzen Möglichkeit entspricht freilich im Augenblick noch sehr wenig an Realität. Die Aufgabe ist gestellt, aber noch weit entfernt von der Lösung. (Hjelmslev 1963 [1968]: 113)

In diesem Sinne ist Sprachtypologie also diejenige Wissenschaft, welche die allgemeinen Prinzipien des menschlichen Sprachbaus aus der Erfassung der einzelsprachlichen Verschiedenartigkeit abzuleiten sucht; Erkenntnis über die universale Sprachfähigkeit des Menschen (Saussures *langage*) soll aus der Analyse der Vielfalt der Einzelsprachen (Saussures *langue(s)*) gewonnen werden. Der Weg führt von den **Sprachen** zur **Sprache**; die generelle Forschungsstrategie ist induktiv, die Methodik vergleichend. Und dieser Vergleich ist, wie von Hjelmslev klar formuliert, nicht areal, historisch oder genetisch gebunden; er ist vielmehr allumfassend, oder sollte es zumindest dem Anspruch nach sein, auch wenn die Einlösung dieses Anspruchs letztlich utopisch bleibt. Das Programm der Sprachtypologie ist es also, durch den Vergleich möglichst vieler und vielfältiger Einzelsprachen zur Erkenntnis der Bandbreite der „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ (Humboldt) zu gelangen, um von da aus die sprachlichen Universalien als die zugrundeliegenden Invarianten bestimmen zu können. Mit einem solchen Typologiebegriff ist es selbstverständlich möglich, von einer „Typologie“ *avant la lettre* zu sprechen, und so hat man ganz fraglos etwa Wilhelm von Humboldt als Typologen charakterisiert, obgleich ja der Terminus, wie soeben gezeigt, erst Generationen später von Georg von der Gabelentz aus der Taufe gehoben worden ist. Und mit derselben Berechtigung lassen sich Sprachtheoretiker der vorangegangenen Jahrhunderte unter diesem Begriff subsumieren, auch wenn der Terminus „Typologie“ noch nicht geboren war, und auch wenn keine historische Kontinuität zwischen diesen Vorläufern und dem, was später kam, nachzuweisen ist.

2.2. Universalismen und Partikularismen in der Geschichte der Sprachtheorie

Man kann die Geschichte der „Sprachtheorie“ oder des „Sprachdenkens“ (verstanden als eine Beschäftigung mit Sprache im Sinne sowohl der Sprachwissenschaft als auch der Sprachphilosophie) einteilen in Perioden, in denen die Perspektive der Universalien im Vordergrund stand, und solche, in denen es eher um die Einzelsprachen in ihrer unwiederholbaren Spezifität ging. Im Sinne dieser Einteilung (vgl. Sharadzenidze 1976) habe ich vorgeschlagen, die Geschichte der Sprachtheorie in Westeuropa einzuteilen in Perioden des Universalismus und des Partikularismus, wobei sich in grossen Zügen das folgende Bild ergibt (vgl. Bossong 1990):

- erste Periode des Universalismus: die mittelalterlich-scholastische Sprachtheorie des Modismus und verwandter Strömungen;
- erste Periode des Partikularismus: die Beschäftigung mit den vom Lateinischen emanzipierten Nationalsprachen in Humanismus und Renaissance;
- zweite Periode des Universalismus: die Sprachtheorie im Zeichen des Rationalismus im ausgehenden 16. sowie im 17. und 18. Jahrhundert;
- zweite Periode des Partikularismus: die Neubewertung der Einzelsprachen seit Mitte des 18. Jahrhunderts sowie die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert;
- dritte Periode des Universalismus: die Hauptströmungen der Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts nach Saussure.

Die Autoren und Ansätze, die hier zu besprechen sind, müssen auf dem Hintergrund der rationalistischen Sprachtheorie des 17. und 18. Jahrhunderts gesehen werden. Der vorliegende Beitrag bewegt sich also im Rahmen des zweiten Universalismus; dies muss zunächst noch etwas genauer ausgeführt werden.

Sprachtypologie geht von der Verschiedenheit der Einzelsprachen aus, um die universalen Gesetzmässigkeiten zu erfassen, welche dieser Verschiedenheit zugrundeliegen; beide Aspekte gehören notwendig zusammen, und so kann sich ein sprachtypologischer Ansatz im Prinzip sowohl in Perioden des Universalismus wie auch in Perioden des Partikularismus entfalten. Bezüglich der oben genannten Perioden der Sprachtheorie in Westeuropa kann man folgendes feststellen.

Im ersten Universalismus, in der scholastischen Sprachphilosophie, fehlte ein Interesse an einzelsprachlicher Vielfalt. Die Bemühungen der Sprachdenker zielten darauf ab, anhand der Universalssprache Latein die logische Struktur von Sprache überhaupt abzulesen. Der Gebrauch des Wortes *grammatica* ist symptomatisch: er bezeichnet sowohl die Grammatik als Beschreibung von Sprachstruktur überhaupt, als auch die historische Einzelsprache Latein als

diejenige Sprache, die formal im „Grammatik“-Unterricht erlernt wurde und die als einzige galt, in der es so etwas wie grammatische Regeln überhaupt gibt. Wegen der überwöl-benden Universalität dieser *grammatica* tauchte die Frage der sprachlichen Vielfalt und der Vielgestaltigkeit des Sprachbaus gar nicht erst auf, zumindest war sie für die Sprachreflexion unerheblich. In diesem Programm der Konstruk-tion einer Universalgrammatik anhand der Strukturen einer Einzelsprache fehlt das vergleichende Element völlig; man kann es also noch nicht als „typologisch“ im oben definierten Sinn charakterisieren. Es geht um universale logische Strukturen, nicht um sprachliche Verschiedenheit.

Humanistische Ansätze tauchen bereits früh auf; eine wichtige Wegemarke ist die sprachtheoretische Reflexion von Dante Alighieri. Voll zur Entfaltung kommt der Partikularismus dann allerdings erst in der Epoche der Renaissance. Man entdeckte die Eigenwertigkeit der vielgestaltigen Volkssprachen und gleich-zeitig damit auch die Eigenwertigkeit des Lateinischen, das fortan nicht mehr als Repräsentant der Universalgrammatik, sondern als historisch entwickelte Einzel-sprache wahrgenommen wird. Dementsprechend werden im Lateinischen jetzt nicht mehr die universalen Formen des menschlichen Denkens gesucht, sondern die – nun auch ästhetisch gewerteten – literarischen Hervor-bringungen einer als „klassisch“ empfundenen Vergangenheit, den Werken der römischen Antik; und mit diesen Hervorbringungen, mit diesen Vorbildern traten die sich emanzipieren-den Volkssprachen des modernen Europa in Wettstreit. Wohl gibt es in der Renaissance Sprachvergleich, sogar in erheblichem Ausmass; dieser Vergleich zielt aber nicht auf die Ermittlung allgemeiner Sprachstrukturen, vielmehr auf die ästhetische Wertung von Einzelsprachen. Das 16. Jahrhundert ist eine Zeit von Sprachenwettbewerb: die Vorzüge und Nachteile der einzelnen europäischen, insbesondere romanischen Sprachen werden abgewogen, sie werden unterein-ander, und insgesamt mit dem Lateinischen und Griechischen, verglichen. Entscheidend sind diese beiden Elemente: der Vergleich beruht auf ästhetisch-literarischen Kriterien, nicht auf objektiven Strukturbeschreibungen, er kann also methodisch keine Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben; und der Vergleich steht im Dienste der Wertung, er ist nicht neutral und objektiv, sondern von subjektiven Einschätzungen getragen, oft auch von dem gerade erwachenden Nationalgefühl. Den für die Renaissance so typischen Sprachvergleichen fehlt die Bezogenheit auf die sprachlichen Universalien, sie können daher nicht als Vor-läufer des typologischen Sprachvergleichs gewertet werden.

Es ist bemerkenswert, dass in der Periode des zweiten Partikularismus das wertende Element gleichfalls präsent ist. Die Sprachtypologie des 19. Jahrhun-derts ist durchwegs als vergleichende „Sprachwürderung“ angelegt, von allem Anfang an und bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Für die Gebrüder Schlegel wie für Wilhelm von Humboldt war der flexivische Typus der Höhepunkt der Sprachentwicklung, zu welcher die Agglutination bestenfalls eine

unvollkommene Vorstufe darstellte. Hiermit steht es auch in Zusammenhang, dass die Typologie des 19. Jahrhunderts auf die Erfassung der einzelsprachlichen Individualität abzielt; sie ist auf die organische Ganzheit der Einzelsprache ausgerichtet, auch wenn sie diese als Ausprägung allgemeiner Strukturprinzipien sieht. Zweifellos ist sie als vollwertige „Typologie“ im Sinne der oben gegebenen Definition zu verstehen; aber gerade das Element der Wertung, sowie der organisch-holistische Ansatz rufen beim heutigen Linguisten ein Gefühl der Fremdheit, ja der Befremdung hervor, das bei der Sprachtheorie anderer Epochen fehlt. Im Grunde stehen die Ansätze der rationalistischen Sprachtypologie, der sogenannten „Vorläufer“ im 17. und 18. Jahrhunderte uns Heutigen näher, sie erscheinen gedanklich vertrauter als einige gerade der zentralen Elemente der Typologie des 19. Jahrhunderts; hier manifestiert es sich, dass wir uns seit langem wiederum in einer Periode des Universalismus befinden.

3. RATIONALISTISCHE VORLÄUFER DER SPRACHTYPOLOGIE IM ZWEITEN UNIVERSALISMUS

Wir kommen somit zum zentralen Thema, den Vorläufern der Sprachtypologie im Zeitalter des zweiten Universalismus. Es ist entscheidend, dass diese Epoche nicht einfach ein Wiederaufleben des mittelalterlich-scholastischen Universalismus bedeutet; die Würdigung der Einzelsprachen in ihrer historischen Gewachsenheit, wie sie die Renaissance-Debatte bestimmt hatte, ist dem zweiten Rationalismus vorausgegangen, und damit ist ein neues Stadium erreicht, das sich nicht einfach in Wiederholung des Alten erschöpft. So finden wir in dieser Periode erstmals etwas, was im vollen Sinn als Typologie gelten kann: den systematischen Vergleich von Einzelsprachen mit dem Ziel der Erhellung universaler Strukturen.

Wichtig ist dabei, um welche Einzelsprachen es sich handelt: die empirische Grundlage der typologischen Forschung ist von Epoche zu Epoche verschieden. In der hier interessierenden Zeit sind zwei unterschiedliche Faktoren von Bedeutung.

3.1.1. Lateinisch und Romanisch

Zum einen bewirkt die Ablösung des Lateinischen als Universalsprache und die Emanzipation der einzelnen Volkssprachen, ihre Verschriftlichung und grammatische Normierung sowie ihre Erhebung zu Literatur- und schliesslich Nationalsprachen, dass die reale Vielfalt der europäischen Sprachlandschaft ins Blickfeld tritt und in der Sprachtheorie reflektiert wird. Dies führt zum Vergleich der Volkssprachen untereinander; wie wir gesehen haben, waren solche wett-eifernden Vergleiche in der Epoche der Renaissance sehr beliebt.

Allerdings sind solche Übungen, etwa die Gegenüberstellung von Französisch und Italienisch, für die Typologie als Ansatz der Sprachwissenschaft nicht sehr ergiebig, da sich die modernen westeuropäischen Sprachen, zumal innerhalb der romanischen Familie, allzu ähnlich sind. Ungleich bedeutsamer und für die nachfolgende Entwicklung von zentraler Bedeutung ist der Vergleich zwischen den Volkssprachen insgesamt und dem Latein: der strukturelle Unterschied zwischen dem Lateinischen und seinen Abkömmlingen sticht sofort ins Auge, er ist tiefgreifend auf allen Ebenen des Sprachsystems. Dieser Gegensatz war ohnehin für alle, die Lesen und Schreiben lernten (was in der Praxis zu allermeist im Lateinunterricht geschah), eine Art sprachliches „Urerlebnis“: der morphosyntaktische Typus des Lateinischen, mit dem man seit frühester Kindheit als „künstlich“ erlernter Sprache konfrontiert war (vergleiche Dantes Unterscheidung von *lingua naturalis* und *lingua artificialis*, ausgeführt in *De vulgari eloquentia*), steht in entschiedenem Gegensatz zu dem Typus der jeweiligen Volkssprachen, die mittlerweile auch den Status von Schriftsprachen erlangt hatten. Aus diesem Gegensatz speist sich die sprachtypologische Reflexion in all den Jahrhunderten, in denen die lateinische Bildung noch neben der volkssprachlichen bestand.

3.1.2. Die Entdeckung aussereuropäischer Sprachen

Zum anderen bedeuten die überseeischen Entdeckungen, die Erschliessung neuer Welten in Amerika und Asien (Afrika spielt keine Rolle), dass der sprachliche Horizont sich in einem Ausmass weitete, das mit vorangegangenen Epochen inkommensurabel ist. Im Zeitalter der Entdeckungen tritt auch erstmals in der Menschheitsgeschichte die Vielfalt der menschlichen Sprachen ins Blickfeld, zumindest im Umriss. Eine zentrale Rolle spielen in diesem Prozess die Jesuiten, daneben auch Missionare aus anderen Orden, die sich mit den einheimischen Sprachen in einem oft erstaunlichen Masse vertraut gemacht und grammatische Beschreibungen von Idiomen gedruckt haben, die bis dahin als primitiv, barbarisch und regellos gegolten hatten. Erstmals gibt es grammatische Beschreibungen der alten Kultursprachen Asiens; die älteste Deskription des Japanischen ist auf Portugiesisch verfasst (Rodriguez 1604 - 1608), die erste Beschreibung des Vietnamesischen auf Italienisch (Borri 1631). Auf diese Weise wird in Europa unter anderem bekannt, dass es Sprachen gibt, die mit einem sehr geringen morphologischen Apparat auskommen, und dass eine komplexe flexivische Sprachstruktur keine Voraussetzung für hochrangige literarische Hervorbringungen ist. In der Neuen Welt werden hochentwickelte Reiche bekannt, von denen man bis dahin nicht einmal wusste, dass sie existieren; und in diesen Reichen werden Sprachen gesprochen, die zahlreichen Völkern als Verständigungsmittel dienten und deren Grammatik, wie man mit erstaunter Bewunderung feststellt, an Komplexität derjenigen der klassischen Sprachen in nichts nachsteht (Anchieta 1595, González Holguín 1607, Montoya

1640). Reales Wissen über aussereuropäische, profund von allem Gewohnten abweichende Sprachen ermöglicht erstmals ein Nachdenken über die wahre Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus, eine Überwindung der Beschränkung, die durch den engen Erfahrungshorizont früherer Epochen bedingt war. Die Kumulation konkreter Kenntnisse führt so zu einem Fortschritt auch der Erkenntnisse, wie er zuvor nicht möglich war. Wachsendes Wissen, gepaart mit einer Perspektive, die auf die vernunftbegründeten Universalien der Sprache gerichtet war, macht somit erstmals Sprachtheorien möglich, die man als „typologisch“ im eingangs definierten Sinne bezeichnen kann.

3.2. Rationalistische Ansätze

3.2.1. Tommaso Campanellas *Grammaticalia* (1638)

Der erste Autor, den man in diesem Sinne als Typologen betrachten kann, ist Tommaso Campanella (1568 - 1639). Der berühmte Verfasser der Utopie „La Città del Sole“, der Jahrzehnte als Gefangener der spanischen Inquisition in Neapel verbrachte, Dichter, Aufklärer und Verteidiger von Galilei, hat in sein Traktat über die „vernunftgemäße Philosophie“ (*philosophia rationalis*), der 1638, also ein Jahr nach Descartes' „Discours de la méthode“ erschienen ist, eine Abteilung über „Grammaticalia“ eingefügt. Hierin definiert er sein Vorgehen ausdrücklich als „philosophisch“ und „vernunftgeleitet“: Grammatik wie er sie betreibt, ist keine „Kunst“, keine blosse Fertigkeit, vielmehr soll sie eine „Wissenschaft“ sein. Die begriffliche Unterscheidung von *ars* und *scientia* (als Übersetzung des griechischen τέχνη und επιστήμη entstanden, vgl. auch Verburg 1981) wird hier auf die Sprachbetrachtung angewendet:

Duplex grammatica: alia civilis, alia philosophica. [...] civilis, peritia est, non scientia. [...] philosophica vero ratione constat; et haec scientiam olet.

„Es gibt zwei Arten von Grammatik: eine bürgerliche, und eine philosophische. Die bürgerliche ist eine Fertigkeit, keine Wissenschaft, hingegen beruht die philosophische auf der Vernunft, und daher hat sie etwas von Wissenschaftlichkeit.“

(Campanella 1638 [1954]: 438)

Ein solcher Passus ist eine frühe Vorwegnahme der oben zitierten Hjelmslev'schen Standortbestimmung der Sprachtypologie. Dies wird noch deutlicher, wenn man sich vor Augen führt, dass Campanella konkret Sprachstrukturen vergleicht, und zwar ohne Beschränkung von Raum und Kultur. Er bleibt nicht bei einer vergleichenden Betrachtung von Latein und Romanisch stehen, auch nicht, wie vor ihm etwa Sanctius (Sánchez de las Brozas, 1523 - 1601) oder Gonzalo Correas (1571 - 1631), bei der Hinzuziehung der semitischen Sprachen

Arabisch und Hebräisch; vielmehr rezipiert er auch die Informationen, die damals über den Bau ostasiatischer Sprachen nach Europa drangen. Campanella hatte unter anderem Kenntnis von Cristoforo Borri S.J., der sich von 1610 bis 1623 in Saigon aufgehalten hat und in dem Bericht über seine Mission auch auf den Bau der vietnamesischen Sprache eingegangen ist. Das Vietnamesische ist ein besonders ausgeprägter Vertreter des (von Humboldt später so genannten) „isolierenden“ Typus. Es fiel Campanella auf, dass hier all die Kategorien fehlen, die in europäischen Sprachen die Unterscheidung der Wortarten auf den ersten Blick erkennbar machen: Kasusdeklination beim Nomen, temporale und persona-le Konjugation beim Verbum. Die Erfahrung dieser so ganz anders gearteten Sprachstruktur machte ihm deutlich, dass Vieles von dem, was man bis dahin als essentiell angesehen hatte, in Wahrheit akzidentell ist. Es lohnt sich, die einschlä-gigen, für die Geschichte der Sprachtypologie höchst bedeutsamen Stellen hier in extenso zu zitieren:

in lingua Cocinchinorum et aliarum orientalium non dantur declinationes verborum aptandae personis, neque temporum varietates, neque varietates verborum aptandae temporibus, et ideo omne verbum est instar impersonalis vel infinitivi. Dinstinctio autem fit per adverbialia, ut si dicerem nunc amo, imposterum amo, ante amo, ita quod non dantur concordantiae temporum, nec personarum, neque casuum, sed particulae adverbiales et agnominales totam orationem construunt et distinguunt, mirifica brevitate ac dicendi facilitate.

„im Vietnamesischen und anderen orientalischen Sprachen gibt es keine personale Verbkonjugation, keine unterschiedlichen Tempora und keine temporal differenzierten Verbalkategorien; dementsprechend ist jedes Verb gleichsam unpersönlich oder ein Infinitiv. Die Unterscheidung wird mittels temporaler Adverbien getroffen, wie wenn ich sage *jetzt liebe-ich/ später liebe-ich/ früher liebe-ich*; es gibt keine temporale, personale oder kasuelle Kongruenz, sondern adverbiale und adnominale Partikeln strukturieren und differenzieren die Aussage, mit wunderbarer Kürze und Einfachheit.“

non enim ex hoc est verbum, quod habet modos et tempora, sed ex hoc, quod actum fluentem ab essentia. [...] in lingua Chinensium et Cocinchinensium verba non declinantur personis, nec temporibus variantur, sed notulis [...]: ergo accidunt haec verbo, non essentiant verbum.

„Nicht dadurch lässt sich etwas als Verbum definieren, dass es Modi und Tempora hat, sondern dadurch, dass der Essenz ein Akt entspringt. Im Chinesischen und Vietnamesischen werden die Verben nicht personal und temporal konjugiert, es werden allenfalls Partikeln hinzugefügt. Also sind Tempus und Person akzidentell, nicht essentiell für das Verbum.“
(Campanella 1638 [1954]: 600, 528)

Der Erfahrung wirklich fremder Sprachstrukturen erlaubt es, die Konditionierung der Sprachtheorie durch die eigene (oder mit der eigenen eng verwandte) Sprache zu überwinden. Wenn sich zeigt, dass fast alles weglassbar ist, was einem naiven Sprachverständnis unabdingbar scheint, wird der Blick auf das frei, was wirklich wesentlich ist. Erst wenn man die tatsächliche Verschiedenheit des Sprachbaus erfasst, kann man zu den Universalien vordringen; nur die Erkenntnis der Vielfalt ermöglicht die Erkenntnis der zugrundeliegenden Einheit.

Genau dies ist die Aufgabe der Sprachtypologie: aus dem unbegrenzten, einschränkungslosen Vergleich einzelsprachlicher Strukturen zur Erkenntnis der übereinzelsprachlichen Konstanten vorzudringen. Es scheint mir bemerkenswert, dass Campanella gerade auf Grund der Erfahrung eines „minimalistischen“ Sprachsystems zu dieser Einsicht gelangt ist: wie nichts anderes schärft gerade die Beobachtung der Weglassbarkeit des Akzidentellen den Blick für die zugrundeliegenden Basisstrukturen. Für die Sprachtypologie des 19. Jahrhunderts war der „isolierende“ Typus *formlos*, er wurde abgewertet gegenüber dem angeblich höher entwickelten flexivischen Typus, der als vollendete Ausprägung des Formungsprinzips galt. Diese Anschauung wird zumindest von einem modernen Typologen auf den Kopf gestellt; für Uspenskij ist gerade der formlose Typ das „Eichmass“ (auf Russisch *étalon*), an dem sich alle Sprachstrukturen messen lassen. Die Komplexitäten flexivischer Sprachen sind aus der Einfachheit der formlosen Metasprache abzuleiten, nicht umgekehrt; der isolierende Typus wird zum Massstab einer auf die Erkenntnis von Universalien gerichteten Sprach-typologie, der formlose Typus bildet die Metasprache für jeden anderen Typus (vgl. insbesondere Uspenskij 1962: 41 [1968: 55]). Die Modernität und Aktualität des Ansatzes von Campanella wird aus solchen Bezügen zur Diskussion des 20. Jahrhunderts schlagend deutlich.

Fassen wir die wesentlichen Punkte zusammen. Campanella ist, nach heutigem Kenntnisstand, der erste, der Informationen über nicht-flexivische Sprachen auswertet und aufgrund eines über das Indogermanische und Semitische hinausgehenden Vergleichs zu neuen Erkenntnissen über Universalien des menschlichen Sprachbaus gelangt. Durch diese Einbeziehung fremder Sprach-strukturen unterscheidet sich Campanella ebenso von früheren rationalistischen Ansätzen, wie etwa demjenigen von Sanctius oder Correas in Spanien, wie von dem späteren Ansatz der Autoren der *Grammaire générale et raisonnée* von Port-Royal: die spanischen Linguisten ebenso wie Arnauld, Lancelot und Nicole haben zwar alle eine rational fundierte Universalgrammatik im Sinn; im Sprach-vergleich gehen sie jedoch nicht über den aus den klassischen und modernen Sprachen Westeuropas sowie aus dem Arabischen und Hebräischen bekannten flexivischen Typus hinaus, sie gelangen daher auch nicht zu einer wirklichen Relativierung der Strukturen, die sie am eigenen Sprachtypus ablesen konnten.

Campanella hingegen kann mit seinem Ansatz, der Sprachvergleich und universalistische Perspektive gleichermaßen einschliesst, als erster Vorläufer der typologischen Sprachforschung im vollen Sinne gelten. Der Sprachvergleich geht über das Vertraute und Bekannte hinaus; er zielt auf die Erhellung der rationalen Grundlagen der menschlichen Sprachfähigkeit. Die Beschäftigung mit Sprache, die „Grammatik“, wird erst dadurch von einer blossen praktischen Fertigkeit zum Rang einer vernunftbegründeten Wissenschaft angehoben.

3.2.2. Gabriel Girards *Vrais principes* (1747)

Campanella hat Grammatik als eine Wissenschaft betrieben, die vom Sprachvergleich ausgeht, um die Konstanten des Sprachbaus mithilfe von Logik und Vernunft zu erhellen; eine sprachliche Typenlehre hat er nicht aufgestellt. Das klassifikatorische Element, also das „Typologisieren“ im landläufigen Sinne, kommt erst bei einem anderen, wesentlich späteren Autor ins Spiel, nämlich bei Abbé Gabriel Girard (1677-1748). Hier findet sich erstmals überhaupt eine Klassifikation der Sprachen, die mit einem universalen Anspruch auftritt: nicht mehr nur die vergleichende Charakterisierung der Einzelsprachen ist anvisiert, sondern eine Einteilung, die vom Anspruch her die Gesamtheit der Sprachen erfassen können soll. Eine genaue Betrachtung dieses Ansatzes ist in mehr als einer Hinsicht instruktiv.

Girards empirische Basis für seine Einteilung der Sprachen ist schmal. Bekannt sind ihm, ausser den romanischen, in erster Linie die klassischen Sprachen Latein und Griechisch; das Russische beherrscht er so gut, dass er offiziell als Dolmetscher fungiert hat; darüber hinaus hat er wohl vom Deutschen und Kirchenslavischen eine gewisse Vorstellung, während das Chinesische für ihn „comme d'un autre monde“ ist (Girard 1747: 31). Dementsprechend ist seine Theorie nur sehr eingeschränkt als typologisch zu bezeichnen; er ist jedoch immerhin derjenige Autor, der die Diskussion des 18. Jahrhunderts über typologische Fragen entscheidend geprägt hat, dessen Anschauungen rasch zum Allgemeingut geworden sind und der letztlich auch auf die Entstehung der „eigentlichen“ Sprachtypologie, nämlich der Theorie der Gebrüder Schlegel, beträchtlichen Einfluss hatte. Girard hat die Weichen des typologischen Ansatzes in Richtung Klassifikation gestellt, und bis heute wirkt die problematische Vermengung von Typologie und Klassifikation in der allgemeinen vergleichenden Sprachwissenschaft nach.

Von der soeben genannten engen empirischen Basis ausgehend, postuliert Girard drei Klassen von Sprachen, die er unbekümmert als allgemeingültig für die Sprachen der Menschheit postuliert („les Langues se trouvent distinguées en trois classes“, 23). Er ist sich sehr wohl der Neuheit seines Ansatzes bewusst: „je suis [...] le premier qui entreprends de la mettre en œuvre dans la méthode grammaticale, & d'en faire valoir le mérite aux yeux du Public“ (23). Es lohnt

sich, die Definition dieser ersten universalen Sprachklassifikation überhaupt in extenso anzuführen:

Les Langues de la premiere classe suivent ordinairement, dans leur construction, l'ordre naturel & la gradation des idées: le sujet agissant y marche le premier, ensuite l'action accompagnée de ses modifications, après cela ce qui en fait l'objet & le terme. Par cette raison je les nomme ANALOGUES, ainsi que le génie qui les caractérise. Elles ont un article, qu'elles joignent aux dénominations qui ne sont pas individuelles, & n'admettent point de cas: telles sont la Françoisse, l'Italienne, & l'Espagnole.

Les Langues de la seconde classe ne suivent d'autre ordre, dans la construction de leurs frases, que le feu de l'imagination; faisant précéder tantôt l'objet, tantôt l'action, & tantôt la modification ou la circonstance: ce qui n'est pourtant pas un défaut, & ne produit aucune ambiguïté, a cause des cas & de la variété des terminaisons qu'elles admettent [...]. Ainsi le mot de TRANSPOSITIVES leur convient parfaitement. Elles ne connoissent pas l'usage de l'Article. Le Latin, L'Esclavon, & le Moscovite sont de cette espece.

Les Langues de la troisieme classe tiennent des deux autres; ayant un article comme les Analogues, & des cas comme les Transpositives: telle est la Langue Greque; il me semble aussi que la Teutonique appartient également à cette classe. On la nommera, si l'on veut, MIXTE, ou, d'un air plus docte, AMPHILOGIQUE: je ne lui fixe point de noms; parceque je n'en veux plus parler, & que je crains de n'en pas trouver un assez heureux pour être adopté.

(Girard 1747: 23 - 25)

Dieser Ansatz ist nur verständlich, wenn man den Hintergrund der zeitgenössischen sprachphilosophischen Diskussion berücksichtigt. Die zentrale sprachtheoretische Frage des 18. Jahrhunderts ist die Wortstellung. Welche Abfolge der Satzglieder ist logisch, welche ist „natürlich“? Ist „natürlich“ die an der Logik orientierte Satzgliedstellung des Französischen, oder ist es die freie Wortstellung des Lateinischen, wo sich die Gefühle und Empfindungen unmittelbar ausdrücken? Über dieses Problem wurde erbittert gerungen, zentrale philo-sophische und anthropologische Positionen wurden an dieser Kontroverse festgemacht (vgl. u.a. Rosiello 1967; Ricken 1976, 1978). Was wir oben als „sprachliches Urerlebnis“ bezeichnet haben, nämlich der Kontrast zwischen dem muttersprachlichen Französisch mit seiner rigiden Wortstellung und dem Lateinischen, dessen Freiheit man mühsam erlernen musste, wurde zum zentralen Motiv der Sprachreflexion. Während die philosophische Position des Rationalismus die strikte Abfolge SVO als grundlegend, unmittelbar von der universalen menschlichen Logik abgeleitet und damit auch als „natürlich“

betrachtete, sah man aus sensualistischer Sicht eher die psychologisch-subjektive Wortstellung des Lateinischen als etwas „Natürliches“ an, während die strenge Logik des Französischen als künstlich und abgeleitet erschien.

Girard steht fest auf dem Boden des Rationalismus. Seine Grammatik ist methodisch angelegt, für Subjektivität ist kein Raum. Dementsprechend ist für ihn der Primat der logischen Wortfolge ein unhinterfragtes Axiom. Er geht davon aus, dass allen Sprachen eine Wortfolge zugrundeliegt, welche die sachliche Abfolge „Handelnder - Handlung - Ziel der Handlung“ unmittelbar linear abbildet – also eine Wortfolge mit den Basiskomponenten Subjekt, Verb, Objekt; SVO, die Basisstellung des Französischen, wurde nicht als einzelsprachlich bedingt interpretiert, sondern als unmittelbare Widerspiegelung einer universalen, auf der allgemeinen menschlichen Vernunft basierenden Tiefenstruktur. Dies genau ist der Sinn des Terminus „analogique“: die Wortstellung des Französischen und seiner romanischen Schwestersprachen ist der universalen logischen Konstituentenabfolge *analog*, bildet sie unmittelbar ab.

Demgegenüber weisen Sprachen vom Typus des Lateinischen Abweichungen von diesem Muster ab, welche durch die Subjektivität des Sprechenden – Girard sagt: „le feu de l'imagination“ – bedingt sind. Auf dem Weg von der, modern gesprochen, universalen Tiefenstruktur zur konkret-einzelsprachlichen Oberflächenstruktur wird der logische Satzbau umgewandelt; daher der Terminus *transpositiv*. Wie Girard richtig beobachtet, bieten die grammatischen Endungen des Lateinischen genügend Hinweise auf die grammatische Struktur, so dass keine Ambiguitäten aufkommen. Logisch ist SVO, diese Reihenfolge ist universal und liegt auch dem Lateinischen zugrunde; die Kasusendungen wirken als Platzhalter, welche Permutationen, oder Transformationen, dieser Basisordnung ermöglichen. Während die spätere historisch-vergleichende Sprachwissenschaft im Verlust der Endungen die Ursache für das Festwerden der Wortstellung sah, ging man im 18. Jahrhundert von einer als überzeitlich und universal angenommenen logischen Basis aus, von der nur bei Vorhandensein entsprechender Endungen abgewichen werden kann.

Girards Entwurf einer fundamentalen Zweiteilung aller Sprachen ist vom Standpunkt des Rationalismus aus logisch und kohärent. Wenn man die Grundannahme der Existenz einer universalen Wortstellung akzeptiert, ist es logisch, dass es zwei, und genau zwei grundlegende Sprachtypen geben muss: den Typus, der ebendiese universale Wortstellung unmittelbar abbildet, und denjenigen, der sie transponiert. Sein Ansatz ist völlig in die Diskussion seiner Epoche eingebunden, wo er einen festen Platz hat, weil er einen damals „in der Luft liegenden“ Gedanken klar formuliert und systematisiert hat. Dem universalistisch-logischen Ansatz zufolge ist das Interesse der Zeit primär auf die Syntax gerichtet; die morphologische Wortstruktur interessiert nur indirekt, insofern nämlich als flexivische Endungen, wie die des Lateinischen, eine transpositive Syntax überhaupt erst ermöglichen.

Mit der Sprachtypologie Girards sind wir Welten von der späteren morpho-logischen Typologie entfernt, wie sie die Gebrüder Schlegel begründet haben. Es ist plausibel anzunehmen, dass, wie Monreal-Wickert (1976: 208ff) gezeigt hat, Schlegel über Roch Ambroise Sicard und dessen Abhandlung über die Sprache der Taubstummen (1797) Kenntnis von den Theorien Girards hatte und vielleicht auch oberflächlich in der Wahl gewisser Termini von ihm beeinflusst wurde; ebenso klar scheint es mir aber auch, dass die morphologische Typologie des 19. Jahrhunderts inhaltlich nichts mit der syntaktischen Typologie des Aufklärungs-zeitalters gemeinsam hat: der gedankliche Ansatz, das erkenntnisleitende Interesse sind völlig anders. Beiden gemeinsam ist die klassifikatorische Perspektive: die Sprachen der Welt werden in separate, dem Anspruch nach alles umfassende Klassen eingeteilt. Indessen sind die Grund-konzeptionen unvereinbar: hier das Verhältnis von Morphem und Lexem, die Verbindung von grammatischer und lexikalischer Information im Wort; dort die Beziehung der grundlegenden Satz-baupläne zu syntaktischen Universalien, die auf logische Kategorien zurückge-führt werden.

Der epistemologische Bruch zwischen den beiden Ansätzen ist vollkommen, es führt keine Brücke aus dem 18. in das 19. Jahrhundert; dementsprechend ist es nicht verwunderlich, dass im 19. Jahrhundert jede Erinnerung an Girard und die anderen Autoren des Rationalismus verloren gegangen ist. Sie ist erst in unserer Zeit wiederbelebt worden, zunächst weniger von seiten der aktuellen linguistischen Diskussion, als vielmehr im Zusammenhang mit dem allgemeinen Aufleben des Interesses an der Geschichte des Faches, an der Historiographie der Linguistik; es ist aber unbestreitbar, dass die Fragestellung eines Abbé Girard der heutigen typologischen Diskussion sehr viel näher steht als die morpholo-gische Typologie des 19. Jahrhunderts. Spätestens seit Greenberg 1963 steht die Wortstellungsfrage im Zentrum der typologischen Forschung, hat sie sich zu einer primär syntaktisch orientierten Disziplin entwickelt. Anders als die (Pseudo-?)Rezeption der sogenannten „cartesia-nischen“ Linguistik durch Noam Chomsky hat ein breiter Rückgriff auf das Ideenkapital des europäischen Rationalismus im Rahmen der heutigen Sprach-typologie bisher noch nicht stattgefunden; wie viel-versprechend er ist, wie viele Anregungen er bringen könnte, davon mögen die hier gebrachten Zitate und Darstellungen eine Vorstellung vermitteln.

Girards Klassifikation ist noch in einer anderen Hinsicht instruktiv; gerade dieser erste solche Klassifikationsversuch überhaupt zeigt mit exemplarischer Deutlichkeit die Aporien, in die ein klassifikatorischer Ansatz in der Sprach-typologie notwendigerweise gerät. Girard geht zunächst von einem logischen, quasi axiomatischen System aus, mithilfe dessen er eine klar binäre Einteilung der Sprachen der Welt erreicht: *analog* vs. *transpositiv*, auf der Grundlage der uni-versalen syntaktischen Tiefenstruktur; *tertium non datur*. Girard selbst ist es, der dieses an sich klare Bild trübt, indem er ein weiteres Kriterium einführt, das mit der rationalistischen Grundlage des ganzen Entwurfs überhaupt nichts zu tun

hat: die Anwesenheit bzw. Abwesenheit nominaler Artikel. Der Autor hat sich nicht entschliessen können, bei einem einzigen Kriterium zu bleiben und so die strenge Logik des Systems zu bewahren; vielmehr beobachtet er, aufgrund des „sprach-lichen Urerlebnisses“ des Kontrastes zwischen Lateinisch und Romanisch, dass in den analogen Sprachen Artikel vorhanden sind, in den transpositiven hingegen nicht. Er fügt dieses Kriterium hinzu, und muss prompt feststellen, dass damit die einfache Binarität des Modells verloren geht: es gibt, laut Erfahrung, auch zumindest eine transpositive Sprache mit Artikel, nämlich das Griechische. Mit einer breiteren empirischen Basis wäre unschwer zu erkennen gewesen, dass auch die vierte logische Möglichkeit im Rahmen einer solchen Kreuzklassifikation realiter existiert: im Chinesischen beispielsweise haben wir feste SVO-Stellung (also analogischen Sprachbau), aber nicht die Spur eines Artikelsystems. In seinem Bedürfnis, dem „génie de la langue“ näher zu kommen und Sprachen wie Französisch und Lateinisch nicht ausschliesslich aufgrund ihrer Wortfolge zu charakterisieren, verfängt sich Girard sogleich in den Fallstricken eines jeden Klassifikationsversuches, der mehr als ein Kriterium nutzt; zwei Kriterien können in Widerstreit zueinander stehen, und es entstehen bereits mit dieser minimalen über Eins hinausgehenden Zahl vier logische Möglichkeiten – oder, im Sinne der Girard'schen Klassifikation, Mischtypen, von denen man nicht so genau weiss, welchem Basistypus sie denn nun zuzuordnen sind. Girard bemerkt diese Schwierigkeit; seinen Formulierungen bezüglich des „amphilogischen“ Typus merkt man an, dass er über diese Konsequenz seines Ansatzes nicht erfreut war. Gelöst hat er dieses Problem nicht, genauso wenig wie all die späteren Linguisten, welche Typologie mit Klassifikation verwechselt und ihrer Einteilung der Sprachen mehrere Kriterien zugrunde gelegt haben. Dieses Problem ist in der Tat unlösbar; wenn man sich nicht entschliesst, ein einziges Kriterium als fundamental anzunehmen, muss man mit der Existenz von Mischtypen rechnen. Wie gerade auch die Wortstellungstypologie im Gefolge von Greenberg 1963 gezeigt hat, können solche Klassifikationen interessant sein und wichtige Einsichten in das Funktionieren menschlicher Sprache vermitteln; nur darf man sich nie der Illusion hingeben, als sei damit eine naht- und lückenlose Einteilung der Sprachen in strikt separate Klassen möglich.

3.2.3. Nicolas Beauzées *Grammaire générale* (1767)

Viele Autoren haben sich an der Diskussion um die „natürliche“ Wortfolge im Laufe des 18. Jahrhunderts beteiligt. Einen typologischen Ansatz *ante litteram* finden wir indessen nur bei einem von ihnen: bei Nicolas Beauzée (1717 - 1789), Mitarbeiter an Diderots Enzyklopädie, Sprachlehrer an der Ecole Militaire in Paris und Verfasser einer umfänglichen *Grammaire générale*. Die folgende Darstellung stützt sich im wesentlichen auf das letztgenannte Werk, die 1767 erschienenen beiden Bände der *Grammaire générale*, mit dem

bezeichnenden Untertitel *Exposition raisonnée des éléments nécessaires du langage pour servir de fondement à l'étude de toutes les langues*. Ich möchte drei Punkte heraus-arbeiten, die es meiner Auffassung nach gerechtfertigt erscheinen lassen, Beauzée als Ahnherren des sprachtypologischen Ansatzes zu betrachten, drei Aspekte, welche die Modernität der rationalistischen Perspektive und ihre Relevanz auch für die aktuelle Diskussion belegen: die Überlegungen zum Verhältnis von Universalem und Partikularem in der Sprache; die empirische Grundlage des multilateralen Sprachvergleichs; und das Postulat einer universalen logisch-analytischen Wortfolge.

In seiner Einleitung entwirft Beauzée das Programm einer Sprachtheorie und Sprachwissenschaft, in welcher das Verhältnis zwischen Universalem und Partikularem ausdrücklich in den Mittelpunkt gestellt wird. Ziel der Sprachtheorie ist die Erkenntnis dessen, was allen Sprachen gemeinsam ist, was notwendig allen Sprachen zugrundeliegt; nur wenn Sprachtheorie auf dieses Ziel gerichtet ist, verdient sie den Namen „Wissenschaft“. Die alte Unterscheidung von *ars* und *scientia* wird auch von Beauzée wieder aufgenommen und mit neuen Nuancen bereichert: die „allgemeine Grammatik“ bezieht sich auf die vernunftgeleitete Spekulation über die unveränderlichen Grundlagen allen Sprechens; einzelsprach-liche Grammatiken hingegen sind praktische Hilfsmittel zum Erlernen des realen Sprachgebrauchs, der auch von Willkür und Zufälligkeiten geprägt ist. Die „grammatische Wissenschaft“ liegt den Einzelsprachen voraus, während die „grammatische Kunst“ ihnen nachfolgt. Erkenntnis der ewigen und universalen Grundgesetze der Sprache ist nur möglich aufgrund der Beobachtung, insbesondere der Erfassung der realen grammatischen Vielgestaltigkeit der Einzelspra-chen: Universalgrammatik bezieht sich zwar auf das, was allen Einzelsprachen vorausliegt, epistemologisch muss sie indes von der einzelsprachlichen Diversität ihren Ausgang nehmen. Mit diesem Paradox sieht sich jede typologisch orientier-te Sprachwissenschaft konfrontiert; es ist von Beauzée begrifflich scharf erfasst und mit unübertrefflicher Klarheit formuliert worden:

La Grammaire générale est une science, parce qu'elle n'a pour objet que la spéculation raisonnée des principes immuables & généraux du Langage. Une Grammaire particulière est un art, parce qu'elle envisage l'application pratique des institutions arbitraires & usuelles d'une langue particulière aux principes généraux du Langage. ... la science et l'art se doivent des secours mutuels, sans lesquels ils ne nous seroit pas possible d'en acquérir une connoissance solide. En premier lieu, l'art ne peut donner aucune certitude à la pratique, s'il n'est éclairé & dirigé par les lumières de la spéculation ... En second lieu, la science ne peut donner aucune consistance à la théorie, si elle n'observe avec soin les usages combinés & les pratiques différentes, pour s'élever par degrés jusqu'à la généralisation des principes. Ces principes, en eux-mêmes, sont

déterminés & invariables: mais par rapport à nous, ils sont, comme les objets de toutes nos recherches, environnés de ténèbres, de doutes, d'incertitudes; la voie de l'observation & de l'expérience est la seule qui puisse nous mener à la vérité.

(Beauzée 1767: I, x-xiv)

Besser könnte man das Programm der Sprachtypologie auch heute nicht formulieren. Wie in dem eingangs zitierten, für die Sprachtypologie unseres Jahrhunderts zentralen Diktum von Hjelmslev wird auch hier die Linguistik erst dadurch zu einer Wissenschaft im eigentlichen Sinne, dass sie auf die allgemeinen Prinzipien des menschlichen Sprachbaus abzielt; und der Weg zur Erkenntnis solcher Universalien kann nur über eine solide Empirie führen. Mit einem Wort: eine so konzipierte Sprachtypologie lässt sich als „empirische Universalien-forschung“ definieren.

Bei der Begründung seiner Theorie ist Beauzée um eine möglichst breite empirische Basis bemüht. Laut eigenen Angaben hat er Grammatiken der europäischen Hauptsprachen einschliesslich Deutsch und Schwedisch, „exotischer“ Sprachen in Europa wie Lappisch, Walisisch, Irisch und Baskisch, sowie darüber hinaus auch semitischer Sprachen, des Chinesischen sowie des „Peruanischen“ (Quechua) konsultiert (p. xv). Für seine Zeit und im Vergleich mit praktisch allen anderen Werken dieser Art ist Beauzées Sprachenkenntnis tatsächlich bemerkenswert; er stellt keine These auf, ohne eine solide empirische Untermauerung zumindest zu versuchen. Auch in dieser Hinsicht ist sein Ansatz durchaus als „typologisch“ in einem modernen Sinn zu charakterisieren. Allerdings sollte man die Breite seiner Sprachkenntnisse auch nicht überschätzen: trotz der beeindruckend wirkenden Menge der Sprachen, die er aufzählt, ist der Schwerpunkt seiner Ausführungen auf einem systematischen Vergleich zwischen Lateinisch und Französisch aufgebaut, also auf demjenigen sprachlichen Kontrast, das wir oben als „sprachliches Urerlebnis“ des gebildeten Europäers bezeichnet hatten. Immerhin kommen nicht nur die romanischen Sprachen Italienisch und Spanisch, sondern auch die germanischen Sprachen Deutsch, Englisch und Schwedisch (das er selbst aktiv beherrscht hat) so systematisch ins Blickfeld wie bei keinem anderen zeitgenössischen Autor. Auch das Hebräische wird fast immer berücksichtigt, wenn auch an der Tiefe seiner Kenntnisse (bei dieser dritten „klassischen“ Sprache des *homo trilinguis*) gewisse Zweifel angebracht sind. Hinsichtlich der Tiefe der Erkenntnis etwa des Baus ostasiatischer Sprachen bleibt Beauzée allerdings weit hinter den oben charakterisierten Intuitionen von Tommaso Campanella zurück. Bei ihm ist keine Rede von einer universalen Wortartendefinition, bei der wegen des Fehlens bestimmter Eigenschaften in bestimmten Sprachen vom Akzidentellen auf das Essentielle abgezielt würde, er bleibt vielmehr im Vordergrundigen, am Bau europäischer Sprachen Abgelesenen stecken. Immerhin bringt Beauzée des öfteren Beobachtungen, die bei keinem früheren

Autor zu finden sind und die ein genuines typologisches Interesse des Autors belegen, so etwa, wenn er den nachgestellten Artikel im Schwedischen und im Baskischen miteinander in Beziehung setzt (I, 313f); oder wenn die Kasussysteme des Baskischen und des „Peruanischen“ miteinander verglichen werden (II, 139).

Beauzée nimmt die Beschreibungen der Grammatiken, die ihm vorliegen, nicht als primäre Daten, vielmehr bemüht er sich immer, den Erscheinungen selbst auf den Grund zu gehen. Er ist sich im Klaren darüber, dass die gängigen Beschreibungen allzu oft von den Vorgaben der lateinischen Schulgrammatik abhängen und dass man, um zu einer vorurteilsfreien, sachgerechten Einschätzung zu kommen, die jeweilige Struktur aus sich heraus und auf Grund der gegebenen Beispiele erhellen muss. Ein gutes Beispiel ist die Behandlung der hebräischen Relativpartikel *asher*, die eben nicht, wie in den damals gängigen Grammatiken noch allenthalben nachzulesen, ein Relativpronomen, sondern ein unveränderlicher Subordinator ist, nach dem der obligatorische Gebrauch eines resumptiven Pronomens funktional notwendig und eben gar nicht „pleonastisch“ ist (I, 369); was in unserer Zeit von Lucien Tesnière als „disjonction de l'élément translatif et de l'élément anaphorique“ bezeichnet und in den Rahmen einer umfassenderen Typologie der Relativsatzbildung eingebracht worden ist (Tesnière 1959: 570ff), erscheint hier bei Beauzée zum ersten Mal in seiner Eigenwertigkeit erkannt und korrekt beschrieben. Der typologisch-rationalistische Ansatz führt dazu, dass die Strukturen auch bei einer so wohlbekanntem und oft beschriebenen Sprache wie dem Hebräischen hier erstmals adäquat erfasst werden.

Die „Allgemeine Grammatik“ von Beauzée steckt voller zukunftsweisender Theorien und Beobachtungen. So bietet er zum ersten Mal etwas, was man als allgemeine Tempus-Theorie im Sinne der heutigen Linguistik bezeichnen könnte, nämlich ein apriorisches Begriffssystem, auf das die Tempussysteme der wichtigsten europäischen Einzelsprachen projiziert werden (I, 422ff). Das zugrundeliegende System wird als universell, der davon gemachte Gebrauch, die Auswahl und die Wertigkeit der einzelnen Kategorien hingegen als einzelsprachlich charakterisiert. Damit wird ein hoher sprachtheoretischer Anspruch erhoben und teilweise auch schon eingelöst, wie er dann erst wieder in unserem Jahrhundert zum Tragen kommen wird. Gilt dies bereits für die Behandlung grammatischer Einzelphänomene wie Tempus, Kasus, Präpositionen oder Relativsatzbildung, so gilt es noch mehr bezüglich des zentralen Problemfeldes, das die Diskussion des 18. Jahrhunderts wie kein anderes beherrscht hat: die Wortstellung (II, 464 - 533). Im Rahmen dieses Beitrags kann hierauf nur summarisch eingegangen werden.

Beauzée steht fest auf dem Boden des rationalistischen Ansatzes. Allen Sprachen liegt ein „ordre analytique“ zugrunde, der als universal postuliert wird, weil er die Gesetze von Vernunft und Logik unmittelbar abbildet. Diese analytische Ordnung ist „natürlich“, nicht die rhetorische, emotional geprägte

Ordnung der klassischen Autoren. Die „analytische Ordnung“ ist, so würden wir heute sagen, ikonisch: sie folgt der Wirklichkeit, für die sie steht – zuerst das handelnde Subjekt, dann die Handlung selbst, und schliesslich das Objekt, auf das sich die Handlung bezieht. Für die rationalistischen Grammatiker-Philosophen des 18. Jahrhunderts hatte die Abfolge S[ubjekt]-V[erb]-O[bjekt] den Status einer selbstevidenten Naturgesetzlichkeit. Keiner hat den grundlegenden Charakter dieser Abfolge so klar betont und herausgearbeitet, keiner so sehr darauf insistiert wie Nicolas Beauzée. SVO ist für ihn der unmittelbare Ausfluss von etwas, was man als „logische Tiefenstruktur“ der Sprache, aller menschlicher Sprachen, bezeichnen könnte. Die „isolierende“, also ohne morphologische Markierung der Kasusrelation auskommende Struktur des Französischen spiegelt diese Tiefenstruktur unmittelbar auch an der Oberfläche; in Sprachen wie dem Lateinischen fungieren die Kasusendungen gleichsam als Platzhalter und ermöglichen es so, von dieser Basisordnung abzuweichen.

Diesem Ansatz entsprechend ist für Beauzée die von Girard getroffene Einteilung in analoge und transpositive Sprachen etwas ganz Natürliches und Grundlegendes, etwas, das nicht weiter hinterfragt wird. Die Problematik, die sich bei Girard dadurch ergeben hatte, dass er zu dem Basiskriterium der Wortfolge noch das Sekundärkriterium der Anwesenheit bzw. Abwesenheit von Artikelsystemen hinzugefügt hatte, wird von Beauzée strikt vermieden: für ihn gibt es nur eine einfache Einteilung in analoge und transpositive Sprachen, je nachdem, ob die analytische Wortfolge eingehalten wird oder nicht. Der klassifikatorische Ansatz ist bei ihm also konsequenter und klarer als bei seinem Vorgänger. Ihm verdankt die syntaktische Sprachtypologie des 18. Jahrhunderts ihre klassische, bis heute gültige Ausprägung. Wir wollen diese Darstellung beschliessen mit einem Zitat, in dem diese Typologie und die rationalistische Grundauffassung, die ihr zugrundeliegt, besonders klar zum Ausdruck kommt:

Il est donc évident que, dans toutes les langues, la parole ne transmet la pensée, qu'autant qu'elle peint fidèlement la succession analytique des idées qui en sont l'objet. Dans quelques idiômes, cette succession des idées est représentée par celle des mots qui en sont les signes; dans d'autres, elle est seulement désignée par les inflexions des mots, qui, au moyen de cette marque de relation, peuvent, sans conséquence pour le sens, prendre dans le discours telle autre place que d'autres vûes peuvent leur assigner. Mais à travers ces différences considérables du génie des langues, on reconnoit sensiblement l'impression uniforme de la nature, qui est une, qui est simple, qui est immuable, & qui établit partout une exacte conformité entre la progression des idées & celle des mots qui les représentent.

(Beauzée 1767: II, 471)

4. SCHLUSSBEMERKUNG

Das 19. Jahrhundert hat sich von solchen Fragestellungen so völlig abgekehrt, dass selbst die Erinnerung an sie verloren gegangen ist. Die Typologie im Gefolge des Ansatzes der Gebrüder Schlegel und Wilhelm von Humboldts wurde morphologisch; sie bezog sich auf das Wort und seine interne Beschaffenheit. Dies gilt übrigens nicht erst für die deutschen Romantiker, sondern bereits auch schon für den schottischen Philosophen und Nationalökonom Adam Smith, dessen *Dissertation on the origin of languages* (1761) mit der Unterscheidung von „compounded“ und „uncompounded languages“ als Vorläufer der Schlegel-Humboldtschen Sprachtypologie gelten kann; Smith steht am Anfang einer kontinuierlichen Entwicklungslinie, die das gesamte 19. und noch Teile des 20. Jahrhunderts umfasst. Über allem sollte jedoch gerade aus heutiger Sicht nicht der Blick auf diejenigen Vorläufer des 17. und 18. Jahrhunderts verstellt werden, bei denen die heutige Linguistik eine Sensibilität für Fragestellungen wiederentdecken kann, die in unserer Zeit im Mittelpunkt des Interesses stehen. Die Tatsache, dass die heutige Typologie zum überwiegenden Teil syntaktisch ausgerichtet ist und gerade die Wortstellungsproblematik in das Zentrum ihrer Überlegungen stellt, sollte den Blick freilegen auf das Gedankenkapital und auf die Argumentationen, die lange Zeit diskreditiert waren und deren Eigenwert man erst heute wieder erkennt. Die Diskussionen um die Wortstellungstypen und die philosophisch-rationalistische Grundlegung der Syntax, wie sie im 18. Jahrhundert geführt wurden, sind heute aktueller als sie im 19. und im frühen 20. Jahrhundert jemals gewesen waren.

ZITIERTE LITERATUR

- Anchieta, P. José de. *Arte de gramática da lingua mais usada na costa de Brasil*. Coimbra [ed. Julio Platzmann. Leipzig 1874] 1595.
- Arnauld, Antoine & Lancelot, Claude. *Grammaire générale raisonnée contenant les fondemens de l'art de parler expliqués d'une manière claire et naturelle: les raisons de ce qui est commun à toutes les langues, et des principales différences qui s'y rencontrent, et plusieurs remarques nouvelles sur la langue française*. Paris [ed. Michel Foucault. Paris: Paulet 1969] 1660.
- Arnauld, Antoine & Nicole, Pierre. *La logique ou l'art de penser: contenant, outre les règles communes, plusieurs observations nouvelles, propres à former le jugement*. Paris [ed. Louis Marin. Paris: Flammarion 1970] 1662.
- Beauzée, Nicolas. *Grammaire générale ou exposition raisonnée des éléments nécessaires du langage, pour servir de fondement à l'étude de toutes les langues*. 2 vols. Paris [Facsimile-Ausgabe von Barrie E. Bartlett, Stuttgart: Friedrich Frommann 1974] 1767.
- Borri, Cristoforo. *Relatione della nuova missione del Padre della Compagnia di Gesù al Regno dell Cocincina*. Roma 1631.
- Bossong, Georg. *Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie in der Romania. Von den Anfängen bis August Wilhelm Schlegel*. Tübingen: Gunter Narr 1990.
- Bossong, Georg. „Reflections on the history of universals. The example of the *partes orationis*.” In: Auwera, Johan van der & Kefer, Michel (eds.). *Meaning and Grammar: Cross-linguistic Perspectives*. Berlin: Mouton de Gruyter 1992, 3 - 16.
- Campanelli, Tommaso. *Philosophiae rationalis pars prima, continens Grammaticalium libros tres*. Paris [ed. Firpo, Luigi. Milano: Mondadori 1954] 1638.
- Chomsky, Noam. *Cartesian linguistics. A chapter in the history of Rationalist thought*. New York: Harper & Row 1966.
- Correas Íñigo, Gonzalo. *Arte de la lengua española castellana*. Salamanca [ed. Emilio Alarcos García. Madrid: CSIC 1954] 1625.
- Coseriu, Eugenio. „Adam Smith und die Anfänge der Sprachtypologie“. In: Brekle, Herbert & Lipka, Leonhard (eds.). *Wortbildung, Syntax und Morphologie. Festschrift zum 60. Geburtstag von Hans Marchand*. Den Haag 1968, 46 - 54.
- Coseriu, Eugenio. „Sulla tipologia linguistica di Wilhelm von Humboldt. Contributo alla critica della tradizione linguistica”. In: Heilmann, Luigi (ed.), *Wilhelm von Humboldt nella cultura contemporanea*. Bologna: il Mulino 1976, 133 - 164.
- Finck, F. N. *Die Klassifikation der Sprachen*. Marburg 1901.

- Finck, F. N. *Die Haupttypen des Sprachbaus*. Leipzig [Nachdruck Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1965] 1909.
- Fleischman, Suzanne. *The future in thought and language. Diachronic evidence from Romance*, Cambridge: Cambridge University Press 1982.
- Gabelentz, Georg von der. *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Leipzig [mit einer Studie von Eugenio Coseriu, neu herausgegeben von Gunter Narr und Uwe Petersen, Darmstadt 1984] 1891/ ²1901.
- Geckeler, Horst/ Schlieben-Lange, Brigitte/ Trabant, Jürgen/ Weydt, Harald (eds.). *Logos semantikos. Studia linguistica in honorem Eugenio Coseriu (1921 - 1981)*. 5 vols. Berlin & Madrid: de Gruyter & Gredos 1981.
- Girard, Abbé Gabriel. *Les vrais principes de la langue française ou la parole réduite en méthode, conformément aux loix de l'usage: en seize discours*. Paris: Le Breton [édition présentée d'une introduction par Pierre Swiggers, Genève: Droz 1982] 1747.
- González Holguín, P. Diego. *Gramática y arte nueva de la lengua general de todo el Perú llamada lenguaje qquicha o lengua del Inca*. Lima 1607.
- Greenberg, Joseph H. „A quantitative approach to the morphological typology of language”. In: Spencer, R. F. (ed.). *Method and perspective in anthropology*. Minneapolis, 192 - 220 [wieder in: *International Journal of American Linguistics* 26 (1960), 178 - 194] 1954.
- Greenberg, Joseph H. „Some universals of grammar with particular reference to the order of meaningful elements”. In: ders. (ed.). *Universals of language*. Cambridge, Mass.: M.I.T. Press 1963, 58 - 90.
- Hjelmslev, Louis. *Sproget. En introduktion*. København [zitiert nach der deutschen Ausgabe von Otmar Werner, *Sprache. Eine Einführung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1968] 1963.
- Horne, Kibbey M. *Language typology. 19th and 20th century views*. Washington: Georgetown University Press 1966.
- Humboldt, Wilhelm von. *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* [Nachdruck in: *Schriften zur Sprachphilosophie*,) Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1963] 1835.
- Milewski, Tadeusz. *Językoznawstwo*. Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe [engl. Version: *Introduction to the study of language*. The Hague & Paris: Mouton 1973] 1969.
- Monreal-Wickert, Irene. „Sprachtypologie statt Sprachgeschichte: eine rationalistische Antwort auf den Sensualismus“. In: Niederehe, Hans-Josef & Haarmann, Harald (eds.), *In memoriam Friedrich Diez. Akten des Kolloquiums zur Wissenschaftsgeschichte der Romanistik, Trier*. Amsterdam: Benjamins 1976, 197 - 220.
- Monreal-Wickert, Irene. *Die Sprachforschung der Aufklärung im Spiegel der grossen französischen Enzyklopädie*. Tübingen: Gunter Narr 1977.

- Montoya, Antonio Ruiz de. *Arte, vocabulario, tesoro y catecismo de la lengua guaraní*. Madrid [ed. Julio Platzman. Leipzig 1876] 1640.
- Parret, Herman (ed.). *History of linguistic thought and contemporary linguistics*. Berlin: de Gruyter 1976.
- Ricken, Ulrich. „Die Kontroverse Du Marsais und Beauzée gegen Batteux, Condillac und Diderot. Ein Kapitel der Auseinandersetzung zwischen Sensualismus und Rationalismus in der Sprachdiskussion der Aufklärung“. In: Parret (ed.) 1976, 460 - 487.
- Ricken, Ulrich. *Grammaire et philosophie au Siècle des Lumières. Controverses sur l'ordre naturel et la clarté du français*. Villeneuve d'Ascq: Publications de l'Université de Lille 1978.
- Rodriguez, João Tçuzzu S.J. *Arte da lingoa de Iapam*. 4 vols. Nagasaki [Facsimile-Edition von Doi Tado & Mitsuhashi Ken. Tôkyô; Benseisha 1975; jap. Übersetzung von Doi Tado. Tôkyô: Sanseido 1955] 1604 - 1608.
- Rosiello, Luigi. *Linguistica illuminista*. Bologna: il Mulino 1967.
- Sanctius Brocensis, Franciscus. *Minerva, seu de causis linguae latinae*. Salamanca [sp. Übersetzung von Fernando Riveras Cárdenas. Madrid: Cátedra 1976] 1587.
- Sapir, Edward. *Language*. New York: Harcourt, Brace & Co. [dt. Übersetzung von Conrad P. Homberger. München: Max Huber 1961] 1921.
- Schlegel, Friedrich. *Über die Sprache und Weisheit der Indier*. Heidelberg [ed. E. Behler et al., München 1975] 1808.
- Schlegel, August Wilhelm. *Observations sur la langue et littérature provençales*. Paris [ed. Gunter Narr. Tübingen: Gunter Narr 1971] 1818.
- Schleicher, August. *Die Sprachen Europas in vergleichender Übersicht*. Bonn 1850.
- Schwegler, Armin. *Analyticity and syntheticity. A diachronic perspective with special reference to Romance languages*. Berlin 1990.
- Sgoff, Brigitte. *Claude Fauriel und die Anfänge der romanischen Sprachwissenschaft*. Diss. München 1994.
- Sharadzenidze, T. „On the two trends in modern linguistics and the two sources of these trends“. In: Parret (ed.) 1976, 62 - 84.
- Sicard, Roch Ambroise. *Cours d'instruction d'un sourd-muet de naissance pour servir à l'éducation des sourd-muets. Et qui peut être utile à celle de ceux qui entendent et qui parlent*. Paris 1797.
- Skalička, Vladimír. *Typologische Studien*. Braunschweig & Wiesbaden: Vieweg 1969.
- Smith, Adam. *A dissertation on the origin of languages or considerations concerning the first formation of languages and the different genius of original and compounded languages*. London [ed. Eugenio Coseriu. Tübingen: Gunter Narr 1970] 1761.
- Steinthal, Heymann. *Die Klassifikation der Sprachen, dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee*. Berlin 1850.

- Steinthal, Heymann. *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus*. Berlin [rev. von Franz Misteli. Berlin 1893] 1860.
- Tesnière, Lucien. *Éléments de syntaxe structurale*. Paris: Klincksieck 1959.
- Uspenskij, B[oris] A. *Principy strukturnoj tipologii*. Moskva: Nauka [englische Version: B. Uspensky, *Principles of structural typology*, The Hague & Paris: Mouton 1968] 1962.
- Whaley, Lindsay J. *Introduction to typology. The unity and diversity of language*. Thousand Oaks, Cal.: Sage Publications 1997.
- Verburg, Pieter A. „*Ars* oder *Scientia*, eine Frage der Sprachbetrachtung im 17. und 18. Jahrhundert“. In: Geckeler et al. (eds.) 1981, I, 207 - 214.